

Feuilleton

Ein Pianist, der fast verschwindet

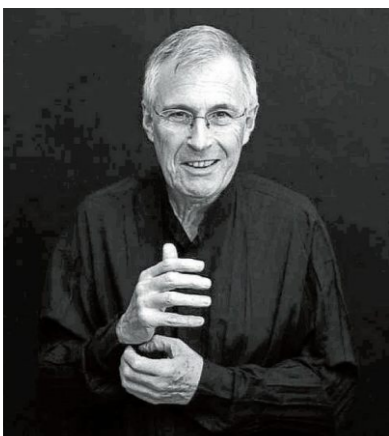
Christian Zacharias bei den Barocktagen der Staatsoper

Von Martin Wilkening

Eine Sache hat der Pierre-Boulez-Saal anderen Konzertsälen voraus. Das ist die veränderbare Raumsituation. Man kann vorher nie ganz sicher sein, wie einem der Raum begegnet. Christian Zacharias hat für sein Konzert die strenge Arena gewählt, vielleicht als Pointe zu dem spanisch getönten Programm. Der Flügel steht mit abgenommenem Deckel in der Mitte, und es gibt keine Extra-Bestuhlung, die das Oval der festen Sitzreihen auflockern würde. Es ist ein Raum der Klarheit, der deutlichen Linien und genau ausbalancierten Spannungen. Ein Spiegel dessen, was dem Zuhörer auch im Spiel dieses Pianisten begegnet.

Der 69-jährige Christian Zacharias verlässt nur selten den eng gesteckten Rahmen seines Repertoires, das sich seit vier Jahrzehnten zwischen Domenico Scarlatti und Beethoven bewegt. Wenn man ihn spielen hört, weiß man warum, denn er ist mit dieser Musik so eins, dass man den Pianisten Zacharias fast vergisst gegenüber dem Musiker Zacharias, bei dem eine selbst gewählte Einseitigkeit gerade die Persönlichkeit ausmacht. So kreist auch dieses Sonnabend-Nachmittags-Programm um Scarlatti und seinen nicht ganz so gewitzten Nachfolger Antonio Soler, gerahmt von Bach und Haydn.

Dass Haydns letzte Klaviersonate den Abschluss des Konzerts bildete, war allerdings so nicht vorgesehen. Es verdankte sich der Gelassenheit und Souveränität, mit der Zacharias einem plötzlichen Versagen seiner Hände begegnete, das ihn in der ersten Hälfte während des Anfangssatzes dieser Es-Dur-Sonate, dem Hauptwerk des Konzerts, überfiel. Die Töne entglitten ihm und ein



Ein Krampf im Arm zwang Christian Zacharias zu einer Pause. CONSTANCE ZACHARIAS

Krampf blockierte seinen rechten Arm. Als er etwas ratlos und selbst überrascht dem Publikum seine Situation erklärte, kam von dort der Vorschlag, erst einmal Pause zu machen. So blieb der erste Satz für diesmal Fragment, aber Zacharias nahm das Stück mit den Folgesätzen, Adagio und Presto, am Ende des Konzertes noch einmal auf – ein furioser Abschluss in tänzerischem Überschwang, der an Scarlatti und Solers ausgelassene Rasereien anknüpfte.

Solche Ausbrüche an Energie und Kraftentfaltung bleiben bei Zacharias Ausnahmefälle, Überraschungen, denn was sein Spiel vor allem auszeichnet, ist eine Intensität durch Zurücknahme. Vor allem die Bässe besitzen bei ihm unvergleichliche Feinheit, eine Präsenz noch an der Hörbarkeitsgrenze. Ähnlich durchlässig und biegsam wie der Klang ist die Zeitgestaltung. Zacharias kann streng spielen wie gerade in Haydns Adagio, aber insgesamt herrscht auch bei Scarlatti und in Bachs a-Moll-Partita ein unaufdringliches Rubato, ebenso wie feine Abstufungen der Metrik, Lebendigkeit selbst bei Motivwiederholungen. Und die Verzerrungen, die Freiheit atmen, erzeugen reine Freude in Schwerelosigkeit.



Blick über eine Landschaft mit geflutetem Tagebau, den der Baggerfahrer und Liedermacher Gerhard Gundermann einst ausgebuddelt haben mag.

INSELFILM

Geschichte und Gelände

Entdeckungen auf dem 62. Internationalen Leipziger Festival für Dokumentar- und Animationsfilm

Von Ralf Schenk

Leipzig im Herbst. Internationales Festival für Dokumentar- und Animationsfilm. Vor dreißig Jahren leuchteten am Kino die Kerzen friedlicher Demonstranten. Von Leipzig ging jener Wind aus, der die alte Regierung wegblies, als wäre sie nie gewesen. Mit allem hatten wir gerechnet, lässt Erich Loest in „Nikolaikirche“ einen Stasi-Mann sagen, nur nicht mit Kerzen und Gebeten.

Um den runden Jahrestag kommt auch das Festival nicht herum. In der Retrospektive „BRDDR“ laufen Filme aus vierzig Jahren deutscher Doppelstaatlichkeit. Damals und auch heute schnell als Propaganda abgetan, und doch voller Wahrheit, die man sich gegenseitig mitteilte. In der Reihe „Revisionen“ erinnert das Festival an filmische Fixpunkte der eigenen Geschichte. „Der lachende Mann“ (1966) von Heynowski und Scheumann: ein deutscher Söldner, der sein blutiges Handwerk in Afrika verrichtet. „Ich war ein glücklicher Mensch“ (1990) von Eduard Schreiber: das Bekenntnis eines greisen Journalisten, der unter Ulbricht ins Gefängnis kommt

und noch aus der Zelle heraus Stalin-Bände abonniert. Auch „Beruf Neonazi“ (1990) von Winfried Bonengel soll gezeigt werden. Doch das Porträt des Münchner Neonazis Althans fällt aus. Aus organisatorischen Gründen, teilt das Festival mit. Sofort kursieren im Netz Gerüchte: „Althans war vermutlich V-Mann des Verfassungsschutzes. Vielleicht sind auf den Filmbildern Personen abgebildet, die nicht mehr das Licht der Öffentlichkeit erblicken dürfen.“ Vergangene, die mitten in unsere Gegenwart ragt.

Selbst genähtes Mörderkissen

Der stärkste Film des Deutschen Wettbewerbs, ausgezeichnet mit der Goldenen Taube: „Zustand und Gelände“ von Ute Adamczewski. Lange Kamerablicke auf sächsische Städte und Dörfer, Bilder von Turn- und Lagerhallen, Vereinshäusern, Ferienheimen, in denen unmittelbar nach Hitlers Machtübernahme Lager für Andersdenkende, für Juden, Bibelforscher und „Mischlinge“ eingerichtet wurden. Dazu Zitate aus Protokollen, Briefen, Erinnerungen. Zahlreiche Dokumente belegen die sofortige und willfährige Anpassung großer Teile der Bevölkerung, die

Ausdehnung des Faschismus in alle Lebensbereiche. Als man glaubt, schlimmer kann es nicht mehr kommen, wird ein Brief der NS-Frauensschaft aus Reichenbach verlesen: „Hiermit spenden wir ein selbst genähtes Federkissen, in das die Gesichter der Verhafteten gepresst werden können, um deren Schreien und Wimmern zu ersticken.“

Die frühen sächsischen Lager wurden dann zu Sportlerheimen oder Möbelhäusern, auf einem Exerzierplatz der SS entstand ein Schwimmbad. Die DDR ließ gelegentlich Gedenktafeln anbringen. Die meisten Spuren blieben aber unsichtbar. Sie ins Gedächtnis zurückzuholen, ist das eine Thema des Films. Zugleich ist „Zustand und Gelände“ als Parabel beklemmend aktuell: Wenn Demokratie und Rechtsstaatlichkeit damals binnen Tagen geschleift werden konnten, wie sicher können wir uns heute sein?

Zu einem Lieblingsfilm der Leipziger Zuschauer avancierte „Gundermann Revier“ von Grit Lemke. Reminiszenzen an den Baggerfahrer und Liedermacher, mit vielen Zeitzeugen. Die Regisseurin, einst mit Gundermann befreundet, fragt nach dem utopischen Potenzial in dessen Lie-

dem und Gedanken und in der Gesellschaft, in der er verwurzelt war. Was bleibt davon übrig in Hoyerswerda, einer Stadt im Rückbau? Im deutschen Osten? Im ganzen Land?

Und noch ein starker Film: Pünktlich zum Abschluss des Fontane-Jahres vollendet Bernhard Sallmann seinen vierteiligen Zyklus zu den Wanderungen durch die Mark Brandenburg: „Havelland Fontane“ kombiniert Bilder heutiger Natur- und Industrielandschaften mit Texten von 1889. Erinnerungen an slawische Stämme, die frühen Siedler. Caputh, das Chicago des Schwielowsees. Werder, das seinen Aufstieg nach dem Dreißigjährigen Krieg nahm. Die Proletarisierung der Dörfer. Sallmann bebildert nicht, er schafft eigenwillige Assoziationsräume. Ist von Erdbeeren, süßen Kirschchen und Aprikosen die Rede, zeigt er ein von Plastikplanen überstülptes Feld. Zum Text über eine Akazie, den „schönen Baum“, montiert er die Totale eines Heizkraftwerks. Wenn Fontane von der gotischen Kirche in Werder schwärmt, ist eine moderne Ufervilla aus Glas und Beton zu sehen. Die Gegenwart überschreibt die Vergangenheit. Nichts bleibt, wie es war.

Hinter der nächsten Ecke ein Massengrab

Büchnerpreisträger Lukas Bärfuss geht bei seiner Ehrung in Darmstadt mit der europäischen Vergesslichkeit ins Gericht

Von Judith von Sternburg

Das Problem sei, sagte der Schweizer Lukas Bärfuss am Sonnabend in Darmstadt ohne Einschränkung, dass es „so etwas wie eine Entnazifizierung“ nie gegeben habe und stattdessen „die Kontinuität der nationalsozialistischen Eliten nach 1945 ungebrochen“ gewesen sei. „Sie sind also nicht plötzlich wieder da, die Nazis und ihr Gedankengut sind überhaupt nie weg gewesen, und jeder Demokrat, der darüber staunt, sollte sich vielleicht fragen, warum er es vergessen hat, und vor allem, wer uns all dies in Zukunft ins Gedächtnis rufen wird.“ Ohne die Zeitzeugen nämlich, die der Vergesslichkeit der Menschen bald nicht mehr entgegenwirken könnten.

Die eindrucksvolle Dankesrede des Schweizer, der im Staatstheater von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung den mit 50 000 Euro dotierten Georg-Büchner-Preis erhielt, hatte sich zuvor herangeschlichen, wie es einem Dramatiker geziemt. Der Bescheidenheit folgte die Selbstbeziehung. Von den prämierten Arbeiten genüge keine „meinen eigenen Ansprüchen“, sagte Bärfuss durchaus grimmig, das vorliegende Werk stelle „lediglich die den widrigen



„Meine Poetik war mir nie Selbstzweck“, sagt Lukas Bärfuss. BORIS RÖSSLER/DPA

Umständen abgerungene äußerste Möglichkeit dar.“

Er schenke Figuren eine Existenz, um sie anschließend leiden zu lassen. „Jeden Charakter, der meine Aufmerksamkeit erregte, muss man aufrichtig bemitleiden.“ In Anspielung auf den Roman „Koala“ erklärte er: „Weniges war mir heilig, und auch mit der Fiktion kann ich mich nicht herausreden. Mein eigenes Brüderchen, dieser arme Mensch, war mir Material, seine Asche war mir Material, sein Schmerz, sein Leid, es war mir Material ...“

Warum aber dies? Er sei, so Bärfuss, ein Schriftsteller aus dem Europa des 20. Jahrhunderts. „Welchen Faden ich auch immer aufnehme, hinter der nächsten oder spätestens der übernächsten Ecke führt er zu einem Massengrab.“ 1971 geboren, habe er nach dem Kalten Krieg zwar das Wunder seines friedlichen Endes erlebt, dann aber sei der Jugoslawienkrieg gefolgt, er habe die Gedenkstätte Auschwitz gesehen und sich mit Büchners Danton fragen müssen, „was es denn sei, was in uns lügt, stiehlt, hurt und mordet“. Es sei aber eben, so viel wisse man doch inzwi-

schen, nicht „in uns“, so Bärfuss, es sei „zwischen uns, vor uns, es ist da, man kann es lesen, man kann es hören ...“ Es brauche „keinen Chirurgen, um uns das Böse aus den Leibern zu operieren, mit wachen Sinnen und empfindsamen Herzen können wir die Gewalt erkennen, wir können sie zur Sprache bringen.“

Wenn wir nicht immer wieder alles vergessen würden. Dagegen gelte es anzuschreiben. „Meine Poetik, meine Dramaturgie war mir nie Selbstzweck. Jeden Wohlklang verstand ich als eine Form der Memotechnik. Als Methode, um sich lebendig zu erinnern daran, was Menschen einander antun können, aber auch, dass es darin keine Fatalität gibt, kein Müssen.“ Der Beifall dauerte, die Leute standen auf, Akademiepräsident Ernst Osterkamp bedankte sich außerhalb der Tagesordnung und ausdrücklich.

Für die Akademie hatte Osterkamp eingangs zwei neue Diskussionsforen angekündigt: eine „Leipziger Debatte zur Literatur“ (2020 zum Thema DDR-Literatur, „dreißig Jahre später“) sowie eine „Frankfurter Debatte zur Sprache“, die am 14. November auf dem Römerberg das Grundgesetz unter die Lupe nehmen wird. Unter den Mitdiskutierenden auch der neue Büchnerpreisträger.

NACHRICHTEN

Verband kritisiert Pläne zu Verbot von Zwei-Jahres-Abo

Der Verband Deutscher Zeitschriftenverleger (VDZ) stemmt sich gegen Pläne auf Bundesebene, die Vertragslaufzeit von Zeitschriftenabonnements von zwei Jahren auf ein Jahr zu verkürzen. „Die negativen Folgen würden die Verlage hart treffen, die Angebote einschränken oder einstellen müssten, und die Leser, für die diese Angebote nicht mehr verfügbar wären“, sagte VDZ-Präsident Rudolf Thiemann vor Beginn eines Gipfels der Zeitschriftenverleger am Montag in Berlin. Im März hatte das Bundesverbraucherministerium Eckpunkte für einen stärkeren Schutz vor Kostenfallen vorgelegt. Ein Punkt davon ist, dass Laufzeiten zum Beispiel von Verträgen mit Strom- und Gasanbietern oder Fitnessstudios sowie Zeitschriftenabonnements nicht länger als ein Jahr möglich sein sollen. (dpa)

Forscherin: „Lindenstraße“ ist Zeitgeschichte

Für die Fernsehwissenschaftlerin Claudia Wick spiegelt die Serie „Lindenstraße“ viel deutsche Geschichte. Für die Deutsche Kinemathek in Berlin hat sie mit anderen rund 370 Folgen der Serie in einer eigenen Sammlung archiviert. „Das Sichten war überhaupt nicht ermüdend“, sagte Wick. Die „Lindenstraße“ sei wie eine „virtuelle Nachbarschaft“. Die Serie wird im März 2020 nach mehr als 1 700 Folgen eingestellt. Für das Museum wurden etwa alle Folgen ausgesucht, die Hochzeiten, Todesfälle oder Bundestagswahlen zeigen. Die Sammlung wird am Donnerstag eröffnet. (dpa)

Deutsch-tschechische Journalistenpreise verliehen

Mehrere Medienvertreter haben in Leipzig den deutsch-tschechischen Journalistenpreis erhalten. In der Kategorie Text gewannen am Freitagabend Adéla Tallisová Dražanová, die als Auslandsreporterin für die Zeitschrift Reportér arbeitet, sowie Oliver Hach von der Freien Presse Chemnitz. Für Audiobeiträge wurden Jacqueline Hene vom Mitteldeutschen Rundfunk (MDR) und ein Team vom tschechischen Studio 39 geehrt. Bei Multimedia waren der freischaffende Journalist und Dokumentarfilmer Dennis Wagner sowie sein tschechischer Kollege Jiri Fiedor erfolgreich. (dpa)

NDR-Moderator Hubertus Meyer-Burckhardt hat Krebs

Der Moderator der „NDR Talk Show“, Hubertus Meyer-Burckhardt (63), ist an Krebs erkrankt. In einem Interview der Welt sagte er: „Der Krebs ist nicht das Entscheidende.“ Die zwei Karzinome seien klein und erwiesen sich „glücklicherweise als sehr faul“. Medizinisch heiße das: weiter abwarten und beobachten. Der Bild am Sonntag sagte der Moderator, er sei nun für vieles dankbarer. „In diesem Sinne ist so eine Krebsdiagnose gar nicht so schlecht. Sie erzieht einen zum Glücklichen.“ (dpa)

TOP 10

Sonnabend, 2. November

Platz	Programm	Sender	Anteil
1	Tagesschau	ARD	6,97 25 %
2	Wilsberg	ZDF	6,05 20 %
3	Schlagertboom	ARD	5,75 21 %
4	Sportschau	ARD	5,66 23 %
5	Staatsanwalt	ZDF	4,01 15 %
6	Supertalent	ARD	3,73 13 %
7	ZDF Sport extra	ZDF	3,71 24 %
8	heute	ZDF	3,34 14 %
9	Bares für Rares	ZDF	3,22 12 %
10	heute Xpress	ZDF	3,21 21 %

ZUSCHAUER IN MID/MARKTANTEIL IN %